Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 18. 1890.

Die Augen Wischnu's.

Roman von **Hanns v. Spielberg.**

(Fortsetzung.)

4. (Nachdruck verboten.)

Rasch tritt der Tod den Menschen an.

„Seltsam genug, wer das Vergnügen
Gekostet hat in vollen Zügen
Von schöner Lipp', aus gold'nen Krügen,
Stirbt leicht —" Byron, Mazeppa.

„Es lebe die Diana von Chadreux! Ein Hoch der Komtesse Louison, unserer schönen Führerin!" so jubelte es aus zwanzig frohen Kehlen durch den hochstämmigen Eichenwald. „Ein Hoch dem Schloßfräulein... Hoch! Hoch! Hoch!" schallte es im Echo von dem dichten Saum der Lichtung zurück. Die silbernen Becher klangen aneinander, und die reichgalonnirten Diener hatten alle Hände voll zu thun, um sie schnell genug wieder mit schäumendem Sekt zu füllen.

Es war eine lustige Jagdgesellschaft, die hier nach dem Halali von den Anstrengungen einer hitzigen Parforcejagd sich beim waidgerechten Frühstück erholte. Waidgerecht? Nun, frugal sah es gerade nicht aus auf der langen Tafel. Wenn diese selbst auch nur aus rohbehauenen, massigen Hölzern zusammengeschlagen war, so deckte sie doch der feinste Damast, und von den ciselirten Schüsseln predigten riesige, kunstvoll geschmückte Fleischstücke, mächtige, silberbeschuppte Lachse und zierlich geformte duftende Pasteten beredt genug von dem Ruhm der gräflichen Köche, die, in schneeiges Leinen gekleidet, ganz in der Nähe an ihrem aus Felssteinen improvisirten Herde standen.

Alles kündete hier den Glanz und Reichthum eines großen Hauses an — nicht zuletzt auch die edlen Pferde, die in leichte Decken gehüllt am Ausgang der Lichtung von den Bereitern auf und ab geführt wurden, während die Piqueure daneben die tobende Meute kaum zu zügeln wußten. Den wackeren Hunden war ihr gutes Jagdrecht heute noch nicht geworden, sie hatten ihren Antheil von der bisherigen Jagdbeute nicht erhalten, denn es war fraglich, ob der Graf nach dem Frühstück nicht eine weitere Fortsetzung der Jagd befehlen würde.

Vorläufig freilich schienen die Herrschaften keine Eile zu haben, und der Kellermeister war schon einige Male besorgt zu seinem Vorrathswagen geeilt, um sich zu vergewissern, ob die mitgenommenen Schätze auch reichten. Diese Herren da an der Tafel ließen sich durch den Minnedienst um die schöne Ehrenpräsidentin, die Tochter des Gastgebers, nicht in ihrem Durst stören, und der alte Graf selbst ging ihnen mit gutem Beispiel voran. Er schmunzelte nur ab und zu leise, wenn er auf seine Louison blickte, die mit holder Grazie die Honneurs machte, dann und wann hob er wohl den Becher und trank ihr zu, Keiner aber stimmte begeisterter in das Hoch auf ihr Wohl ein, als er selbst.

„Man wird wieder jung mit seinen Kindern!" flüsterte er dann händereibend seinem Nachbar zu. „Die Götter haben es gut mit mir gemeint, alter Freund: Melanie wird von Clairfont auf den Händen getragen und kann mir altem Skeptiker gar nicht genug von dem Glück ihrer jungen Ehe vorerzählen, und meine Jüngste da oben — beim Zeus, Vicomte, ist sie nicht schön wie die schaumgeborene Venus?"

Der Vicomte Serrurier fischte sich eine Trüffel aus dem Ragout, das ihm soeben präsentirt wurde, und nickte zustimmend. „Und der gute Leon sammelt im fernen Orient neue Ehren zu den alten des Hauses Chadreux — in der That, man könnte Sie beneiden, lieber Graf. — Sie haben doch gute Nachrichten aus Indien?"

Ueber die weiße Stirn des Grafen legte sich eine leichte Wolke, und er schützte einen Moment mit der wohlgepflegten, beringten Rechten die Augen, als blende ihn ein Sonnenstrahl. Dann sagte er indessen sofort: „Die besten . . . die allerbesten! Leon ist gesund, und nach seinen letzten Briefen bei dem braven Dupleix besonders wohl angeschrieben. Der

Eduard Graf de Launay, italienischer Botschafter in Berlin. (S. 139)

wackere Junge träumt sich goldene Berge in seinem geliebten Indien zusammen."

„Ein schönes Vorrecht der Jugend," warf ein anderer Nachbar ein. „Ich wollte nur, die Compagnie zahlte bessere Dividenden oder richtiger überhaupt nur Zinsen. Mit dem Ruhm allein ist's auch nicht gethan."

Man stimmte ihm lebhaft bei und war im besten Zuge, sich in ein Gespräch über die schlechten Zeiten im Allgemeinen und die ungünstige Lage der „Compagnie des Indes" im Besonderen zu vertiefen, als der Graf wie absichtlich die Klagen unterbrach und der Unterhaltung eine andere Richtung gab. Er war mit General Dupleix eng befreundet — vielleicht daß es ihn schmerzte, dessen kühne Unternehmungen so schroff verurtheilen zu hören.

Unten an der Tafel, im Kreise der Jüngsten unter der jungen Welt, belebte der Geist des feurigen Weines indessen die Zungen zu immer keckerer Rede. „Nun, Montfort," rief der eine der Gardeoffiziere, die hier pokulirten, „hab' ich Dir zu viel von unserem Feste versprochen? Reut es Dich, zu den Jagden von Paris herübergekommen zu sein? Habt ihr an eurem ganzen Hofe eine Schönheit, wie unsere Diana dort oben? Und reitet sie nicht wie eine Göttin? Ich sage Dir, ich war mit meiner guten Braunen dicht neben ihr, als es zum Auslauf ging, und wir machten kein schlechtes Tempo, aber ich will ewig Wasser trinken, wenn auch nur ein Muskel ihrer linken Hand zuckte oder ihr Sitz sich auch nur um eine Linie im Sattel änderte!"

„Pah, reiten — das ist das Wenigste, was sie kann," meinte ein Zweiter, in dem grünen Waffenrock des Regiments Herzog von Alençon, das in der Nähe in Garnison stand. „Was könnte Komtesse Louison überhaupt nicht? Mit dem Vater jagt sie, mit einem Gelehrten spricht sie lateinisch, mit einem Schöngeist schwärmt sie von Poesie und — 's ist wirklich wahr — in den Bauernhöfen auf den Dörfern ist sie der Engel der Wohlthätigkeit. Nur schade — man sagt, sie habe kein Herz!" fügte er leiser hinzu.

Die jungen Herren lachten. „Wie reimt sich das mit dem Engel der Wohlthätigkeit, Charles?" forschte ein Neugieriger.

„Die Wohlthätigkeit, mein Lieber, stammt aus der Seele — insoweit sie nämlich nicht Modesache ist, was ich fürwahr bei der Komtesse nicht voraussetze. Das Herz aber schenkt Liebe: das ist der Unterschied, und sagt selbst, ist es nicht wunderbar, daß dies herrliche, überreich mit allen Vorzügen gesegnete Mädchen noch unverlobt ist?"

„Pah, sie zählt kaum siebenzehn Jahre, der Rechte wird eben noch nicht gekommen sein, und die Komtesse sieht allerdings nicht darnach aus, als ob sie an einer Liebelei Geschmack finden könnte. Ich sage euch, sie gibt keine kleine Münze aus, sie wird nur einmal lieben, aber ihre Liebe wird den Mann ihrer Wahl mit Glück überschütten."

„Sieh, sieh, das klingt ja ganz ernsthaft! Lernt man so etwas in Paris oder am Hofe zu Versailles?"

„Man lernt es wenigstens schätzen, mein Freund, weil es immer seltener wird. Da ist die verheirathete Schwester der Komtesse, die hübsche Clairfont, anders: Toiletten von Madame Ducamp, Hüte von Mademoiselle Vervilliers, immer neuen Schmuck von Pergord, und alle Tage ein anderes Vergnügen, das genügt ihrem Herzen Und dem guten Clairfont ist das ganz recht. Es ist eine wahre Musterehe, in der niemals ein Streit vorkommt. Warum auch: ein Jedes geht seiner Wege und stört des Anderen Kreise nicht. Ich habe niemals zwei ungleichere Schwestern gesehen."

„Dafür gleicht Komtesse Louison aber ihrem Bruder desto mehr. Ah, der gute Leon, wie mag es ihm jetzt ergehen? Vorwärts, Kameraden, die Becher hoch: Unsere Braven in der Ferne sollen leben!"

Jetzt gab der Graf seiner Tochter ein leises Zeichen, und die Komtesse erhob sich. Ein feiner Beobachter würde vielleicht bemerkt haben, daß sie wie erleichtert aufathmete, ihr Platz zwischen einem Prinzen von Geblüt und einem hohen geistlichen Würdenträger, der übrigens sein Roß vorhin trotz Einem getummelt hatte, mochte ihr keine sonderliche Unterhaltung gewährt haben.

Die Diener präsentirten Kaffee in kleinen goldenen Schalen. Der Graf aber rief bald nach den Pferden, die Meinung der ganzen Gesellschaft ging dahin, daß man noch eine kleine Hetze machen sollte. Ein frischer Hirsch harrte ja auch noch im Käfig, und die Meute schien so ungeduldig, wie kaum am Morgen beim Ausritt. Nach wenigen Minuten saß Alles im Sattel.

Ein schmucker junger Offizier, der bisher ziemlich schweigsam und ernst in der fröhlichen Tafelrunde gesessen, hatte das Glück, der Komtesse Ritterdienste leisten zu dürfen. Sie neigte leicht erröthend das Haupt, als sie ihren kleinen schmalen Fuß in seine kräftige Rechte setzte und sich leicht wie eine Elfe auf das Pferd schwang; er aber, war's Absicht oder Zufall, verwickelte, als er ihr die Zügel reichte, das Zaumzeug so ungeschickt, daß ein kleiner Aufenthalt entstand, und die übrigen Reiter einen kurzen Vorsprung gewannen. Dann flüsterte er hastig, wie in einem plötzlichen Entschluß: „Louison, ich muß Sie sprechen! Suchen Sie eine Gelegenheit — nie ist sie vielleicht günstiger, als heute auf der Jagd — haben Sie Erbarmen, schenken Sie mir wenigstens einige kurze Augenblicke."

Das junge Mädchen erröthete noch tiefer. Aber sie beugte sich doch, wie um ihre Zügel zu ordnen, ganz auf den Hals des Pferdes und erwiederte schnell: „Bleiben Sie dicht neben mir. Ich werde sehen, ob ich es ermöglichen kann." Schon sprang auch ihr Schimmel an, der Offizier hatte Mühe, schnell genug in den Sattel zu kommen und nachgalopirend noch so rechtzeitig ihre linke Seite zu gewinnen, daß sie ihm von keinem Anderen streitig gemacht werden konnte.

Der Hirsch legte ein scharfes Tempo vor, und das Terrain war schwierig. Nach den ersten Hindernissen kam die Jagdgesellschaft ziemlich auseinander, nur ein kleiner Trupp blieb um die Komtesse geschaart, und auch ihn wußte sie in der nächsten Waldparzelle durch einige geschickte Wendungen bis auf zwei besonders hartnäckige Verehrer glücklich abzuschütteln. Dann zügelte sie plötzlich ihr Pferd. „Ah, Kapitän Baudry, bitte, helfen Sie mir, ‚Septima' hinkt, sie muß sich einen Stein in den Huf getreten haben," sagte sie lebhaft, indem sie gleichzeitig den beiden anderen Herren zurief: „Vorwärts, Messieurs, vorwärts, ich würde untröstlich sein, wenn Sie durch mein kleines Unglück die Chancen verlören!" Und als Jene zögerten, warf sie schmollend die Lippen auf. „Ich befehle Ihnen, nicht zurückzubleiben. Es ist nur ein Augenblick, wir kommen sofort nach."

Der Kapitän war aus dem Sattel gesprungen und machte sich an dem linken Hinterhuf der braven „Septima", die gar nicht wußte, wie ihr geschah, so eifrig zu schaffen, als ob er eine ganze Granitmasse aus dem Hufeisen zu lösen hätte. Es mußte wirklich eine sehr anstrengende Arbeit sein, denn als er endlich an die Seite des Pferdes trat, nachdem die Herren fortgalopirt waren, waren seine offenen Züge noch ganz erregt.

„O, wie ich Ihnen danke, Louison!" rief er und haschte nach ihrer Hand. „Ich habe so lange nach einem freundlichen Wort aus Ihrem Munde, nach einem Blick, der mir allein gilt, geschmachtet."

Sie ließ ihm willig ihre Rechte, ja sie duldete, daß er, den Handschuh leicht zurückstreifend, einen Kuß auf sie drückte. „Auch ich habe mich nach einem Augenblick des Alleinseins gesehnt, Marcel, so sehr, so sehr!" flüsterte sie innig. „Lange, bange Monate ist's her, seit wir uns nicht gesehen."

„Aber jeden Tag, nein, jede Stunde habe ich meines fernen theuren Liebs gedacht, das ich damals nur gewann, um mich von ihm trennen zu müssen O Louison, nun soll mich aber nichts mehr abhalten, zu Deinem Vater zu gehen und um Dich zu werben — er kann, er darf nicht nein sagen, wenn Du meine Bitten mit den Deinen vereinst. Ich liebe Dich ja so heiß, so innig, ich will ja nichts, als Dein Glück allein!"

Sie hatte sich zärtlich auf seine Schulter gestützt und ihm tief in's Auge geschaut. Jetzt richtete sie sich erschrocken auf. „Thu' es nicht, Marcel, noch nicht, ich beschwöre Dich! Nie war der Zeitpunkt ungünstiger, als jetzt, denn der Vater ist geradezu unberechenbar in der letzten Zeit Es liegt wie ein Alp auf ihm. Macht er sich um meinen Bruder Sorgen, drückt ihn anderer Kummer — ich weiß es nicht Gewiß ist nur, daß wir vorerst geduldig warten müssen "

„Und ich soll zusehen, wie die Laffen sich um Dich drängen, wie Du bald für Diesen ein freundliches Wort, bald für Jenen ein gütiges Lächeln hast? Ich soll ruhig daneben stehen, wenn Deine Schönheit von fremden Zungen gepriesen wird, ohne hinausschreien zu dürfen: ‚Mein ist sie — meine Louison!' Du weißt nicht, was Du mir zumuthest!"

„Es muß sein, Marcel! Um Deiner Liebe willen, beherrsche Dich, wie ich ja auch mich bezwingen muß. Du weißt ja doch, daß ich nur für Dich lebe." Und sie beugte sich von ihrem Pferde zu ihm herab, er schlug seinen Arm um ihre schlanke Taille und hauchte einen heißen, innigen Kuß auf ihre Lippen.

Plötzlich fuhren Beide erschrocken empor. „Was war das?" rief die Komtesse.

„Mich dünkt, es war die Hilfefanfare," entgegnete er hastig.

Da schallten auch schon zum zweiten und gleich darauf zum dritten Male die kurzen Hornstöße durch den Wald.

Marcel Baudry war sofort im Sattel. „Es muß ein Unglück geschehen sein," sagte er erregt. „Vorwärts, Geliebte, man darf uns nicht vermissen!"

In der Carrière sprengten sie am Saume des Forstes entlang. Die Fanfarenklänge waren verstummt, aber schon an der nächsten Waldecke kam ihnen einer der höheren Forstbeamten entgegen. Als er die Komtesse erblickte, warf er scharf sein schaumbedecktes Roß herum und galopirte, den Hut ziehend, eine Strecke neben ihr her. Er schien nicht gleich die rechten Worte zu finden. Erst als Louison ihn angstvoll fragte: „Um aller Heiligen willen, Cardignac, so reden Sie doch? Was ist geschehen?" stieß er zögernd hervor: „Die gnädigste Gräfin dürfen nicht erschrecken . . . ein Unfall, der hoffentlich keine schwereren Folgen haben wird... der Herr Graf ist gestürzt . . ."

„Mein Vater!" Die Komtesse schwankte einen Augenblick im Sattel, so daß Marcel sein Pferd dicht an das ihre heandrängte, um sie zu stützen. Aber sie fand ihre Fassung sofort wieder. „Sie reiten zum Arzt, Cardignac! Eilen Sie — eilen Sie!" und dann gab sie ihrem Pferd einen Hieb mit der Peitsche, daß es hoch aufbäumend in mächtigen Sätzen davonsprengte.

Zwei Minuten später sahen sie die Stätte des Unfalls. An einer ziemlich hohen Hecke stand dichtgedrängt die Mehrzahl der Jagdtheilnehmer mit schwerbekümmerten Mienen, in ihrer Mitte lag auf dem Rasen gebettet, das weiße Haupt in dem Schoß eines Dieners ruhend, der Graf . . . zwischen seinen Lippen sickerten dunkle Blutstropfen herab.

Der Kapitän sprang vom Pferde und hob die Komtesse herab. Er fühlte, wie der Körper des geliebten Mädchens in seinem Arm bebte. „Mein Vater, mein armer Vater!" flüsterten ihre zitternden Lippen, und ihr dunkles Auge starrte umflort nur immer auf die eine Stelle. Einen Augenblick stand sie wie gelähmt, dann aber stürzte sie zu dem theuren Verwundeten hin, kniete an der Seite des Bewußtlosen nieder und bedeckte seine Hände mit innigen Küssen.

Die Umstehenden berichteten indessen dem Kapitän in fliegender Hast, wie sich der Unfall zugetragen. Die Einzelheiten waren ihnen freilich selbst nicht recht erklärlich. Der Graf, der auf seinem edlen Renner von Anfang an an der Spitze der Reiter gewesen war, hatte in den letzten Augenblicken sein Pferd stark angetrieben. Er mußte auch von der Aufregung der Jagd selbst erregt gewesen sein, denn er war gegen die mannshohe Hecke angeritten, obwohl kaum zwanzig Schritt seitwärts eine niedere Stelle in derselben, auf welche auch die anderen Herren sich dirigirt hatten, den Sprung erleichterte. Vicomte d'Albert hatte ihm noch zugerufen: „Links, lieber Graf, links!" aber der alte Herr schien gerade erst recht seinen Willen durchsetzen zu wollen. Das Pferd versagte, während die übrigen Theilnehmer die Hecke mit Leichtigkeit nahmen und dann freilich für den Augenblick den zurückbleibenden Grafen aus den Augen verloren. Nur einer der Diener hatte beobachtet, daß er sein Roß zum zweiten Mal anspringen ließ — das Pferd hatte sich überschlagen . . . der Rest ergab sich von selbst.

„Leider scheint der arme Graf eine schwere innere Verletzung davongetragen zu haben," meinte der Marquis d'Abrac. „Sehen Sie nur den Blutverlust . . . in unserem Alter hat man nichts übrig von dem kostbaren Stoff."

Der Kapitän war der Einzige, der die Nothwendigkeit zu handeln fühlte. Er rief die rathlos umherstehenden Forstbeamten zusammen und ließ schnell aus Zweigen und den Röcken der Diener eine Bahre herstellen, so gut es ging. Der Verwundete durfte unter keinen Umständen auf der feuchten Wiese im Freien liegen bleiben, und bis zur Ankunft des Arztes konnten Stunden vergehen. Dann ersuchte er den ältesten der Herren, die Komtesse zu den Wagen zu führen, die er heranbeordert hatte. Alles Bitten war indessen vergebens, Louison schüttelte nur still das Haupt und wiederholte stets: „Ich gehe nicht von meines Vaters Seite. Ich bleibe neben ihm bis zum Schloß."

Vorsichtig wurde der Graf auf die Bahre gehoben. Baudry überzeugte sich, daß kein Glied gebrochen schien, es lag wirklich nur eine innere Verletzung vor. Aber die Blutung kam nicht ganz zum Stillstand, obwohl das Blut nur noch tropfenweise hervorsickerte, die Augen des Greises blieben geschlossen, nur ab und zu deutete ein leises, schmerzliches Stöhnen darauf, daß noch Leben in seiner Brust war.

Ein trauriger Zug war es durch die friedliche Waldeinsamkeit. Am Morgen waren sie hinausgeritten, die frohen Jäger, im glänzenden Zuge unter Jubel und Hörnerschall — langsam und vorsichtig, jeden Schritt abwägend, jede Unebenheit des Bodens vermeidend, trugen sie jetzt den greisen Gastgeber, der noch vor einer Stunde der Fröhlichste der Fröhlichen zu sein schien, heimwärts.

Dicht neben der Bahre schritt auf der linken Seite die Tochter, rechts ging Baudry, jeden Tritt der tragenden Diener scharf beobachtend. Einige nahe Freunde schlossen sich ihnen an, die meisten der Herren hatten sich auf ihre Pferde geschwungen und waren unter schicklichen Vorwänden davongeritten. Der Vicomte d'Albert hatte es übernommen, den Schwiegersohn des Grafen sofort zu benachrichtigen.

Man bedurfte einer halben Stunde Wegs bis zum Schlosse. Sie ging dahin, ohne daß Jemand ein Wort gesprochen hätte, es lag auf allen Gemüthern wie ein centnerschwerer Druck. Gewiß war Keinem von ihnen bei den tollen Jagden, wie der hohe Adel sie liebte, ein Unfall etwas Neues, man war gewohnt, nicht allzu viel Wesens von einer geknickten Rippe oder einem Armbruch zu machen, aber diesmal, das empfand ein Jeder, handelte es sich um Leben oder Tod.

Auch der Arzt machte ein sehr ernstes Gesicht, als er endlich auf Schloß Chadreux eingetroffen und den Gestürzten untersucht hatte. Er nahm den Vicomte bei Seite und bat ihn, die Komtesse auf das Schlimmste vorzubereiten.

Louison hörte wortlos der wohlgesetzten Rede des alten Freundes zu, sie fand nicht einmal Thränen der Erleichterung. Nur um ihre Lippen zuckte es tief schmerzlich, und ihre Hände preßten sich krampfhaft ineinander. Als der Vicomte geendet, neigte sie dankend das Haupt und kniete wieder am Lager des Vaters nieder, bis der Hauskaplan herantrat, um dem Sterbenden die letzte Oelung zu spenden. Mit dem würdigen Geistlichen vereint, flehte sie um die Gnade des Himmels.

Es war drei Uhr Nachts, als der Graf plötzlich die Augen aufschlug. Zuerst blickte er wie verstört im Zimmer umher, dann schien ihm die Erinnerung zurückzukommen, er richtete sich ein wenig auf und rief angstvoll: „Louison, meine Tochter, wo bist Du?"

Sie beugte sich über ihn. „Hier, theurer Vater, bei Dir!" Schon lebte ein neuer Hoffnungsstrahl in ihrer Brust auf, aber dies kurze Aufflammen des Bewußtseins erlosch sofort wieder. Der Greis schloß die Augen, seine Hände tasteten einige Male wie suchend auf der Steppdecke umher, dann hob er plötzlich noch einmal das Haupt. „Leon, Louison, meine Kinder — auch Du, Melanie — verzeiht mir!" flüsterte er mit brechender Stimme.

Er schien noch mehr sagen zu wollen, aber ein heftiger Hustenanfall erstickte seine Worte. Louison rief verzweiflungsvoll nach dem Arzt, ehe dieser indeß aus dem Vorzimmer herbeieilen konnte, stürzte dem Grafen auf's Neue das Blut aus dem Munde, noch ein kurzer, schmerzlicher Krampf, noch ein greller Aufschrei des armen Mädchens, und sie lag ohnmächtig am Todtenlager des Vaters.

Vom Thurm des Schlosses hob die Todtenglocke ihr traurig Lied an, und der alte Kastellan zog thränenden Auges die blaugelbe Flagge über dem stolzen Wappen im Hauptgiebel auf Halbmast — der Herr des Hauses war verschieden: Adrian Graf Chadreux, Sieur de Montfort, war zur ewigen Ruhe eingegangen.

— — — — — — — —

Auf zwei Augen ruhte jetzt allein noch der Name des alten Geschlechts. Dieser eine männliche Erbe aber weilte fern der Heimath, das weite Weltmeer lag zwischen ihm und Frankreich. Vater und Sohn waren vor zwei Jahren nicht im besten Einverständniß von einander geschieden, obwohl kein eigentlicher Zwist sie getrennt hatte, sondern nur die grundsätzliche Verschiedenheit der Naturen. Der Vater war im Hofdienst ergraut, er konnte nach jeder Richtung hin als der Typus des altfranzösischen Kavaliers gelten — verschwenderisch und lebenslustig war er der Mann des Augenblicks, der ebensowenig aus der Vergangenheit lernen, wie sich um die Zukunft kümmern mochte. Er konnte nur frohe, heitere Gesichter um sich sehen, er war seinen Kindern stets ein vielleicht allzu nachsichtiger Vater gewesen, aber er hatte auch von ihnen stets eine große Fügsamkeit erwartet.

(Fortsetzung folgt.)

Eduard Graf de Launay, italienischer Botschafter in Berlin.

(Mit Porträt auf Seite 137.)

Unter den Diplomaten, welche gegenwärtig das italienische Königreich an den auswärtigen Höfen vertreten, ist einer der bekanntesten und befähigtsten der Botschafter in Berlin, Graf Eduard de Launay, dessen Porträt wir auf S. 137 bringen. Derselbe gehört schon seit einer langen Reihe von Jahren der Diplomatie an und ist zur Zeit der Doyen (Aelteste) des beim deutschen Kaiserhofe beglaubigten diplomatischen Corps, nachdem er zuerst im Jahre 1853 als sardinischer Gesandter an den königlich preußischen Hof gekommen war. Von dort ging er 1864 in gleicher Eigenschaft nach St. Petersburg, kehrte aber am 11. April 1867 wieder in seine frühere Stellung zurück. Am 23. April 1868 erfolgte seine Beglaubigung beim norddeutschen Bunde, am 20. April 1871 die beim deutschen Kaiser, während die Umwandlung der bisherigen italienischen Gesandtschaft in Berlin in eine Botschaft anfangs 1876 statthatte. Graf de Launay ist am Berliner Hofe eine der angesehensten und beliebtesten Persönlichkeiten und erfreut sich namentlich der Gunst des Kaiserpaares in hohem Grade.

Der Kalvarienberg bei Zirl.

(Mit Bild auf Seite 140.)

Von Innsbruck, der schönen Landeshauptstadt Tirols, führt nach Westen die Straße in's Oberinnthal. Am linken Ufer des Innstromes sich hinziehend, bringt sie uns immer näher der hochragenden Martinswand, und von dort gelangen wir in 20 Minuten nach dem freundlichen Marktflecken Zirl, wo sich die Straße gabelt. Westwärts geht's nach Telfs, und nordwärts zweigt sich die Scharnitz-Mittenwalder Straße ab. Verfolgt man die letztere, so gewahrt man bald oberhalb des Ortes auf kahler Felswand die Ruinen der Burg Fragenstein, und rechts davon ragt der steile Kalvarienberg empor, dessen Gipfel ein malerisches Wallfahrtskirchlein krönt (siehe unsere Ansicht auf S. 140). Viele fromme Pilger suchen alljährlich dieses um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erbaute Gotteshaus auf, aber auch zahlreiche Touristen ersteigen auf dem steilen Pfade den Gipfel des Kalvarienberges, um sich oben an der herrlichen Aussicht, welche die Mühe des Aufstiegs reichlich lohnt, zu erfreuen. Großartig ist der Blick in die Schlucht, welche am Fuße der fast senkrecht abfallenden Felswand der Ehbach in das Kalkgestein gerissen hat, nicht minder schön aber auch die weitere Rundschau auf das herrliche Innthal.

Bei der Morgentoilette.

(Mit Bild auf Seite 141.)

A. Erdtelt's hübsches Genrebild „Bei der Morgentoilette" (siehe den Holzschnitt auf S. 141) erinnert uns an die Kinderzeit, da noch allmorgendlich der von der Mutter kräftig gehandhabte Schwamm uns über den Rücken fuhr, was im heißen Sommer eine ganz angenehme, im Winter dagegen eine arg gefürchtete Prozedur war. Auch der Kleine auf unserem Bilde hat sich schmeichelnd in den Schoß der Mutter zurückgelegt, streichelt liebkosend ihre Wangen und sucht dadurch noch eine kurze Henkersfrist bis zum Beginn der Exekution zu erlangen. Die Mutter, eine junge Wittwe, deren Kleidung und Haube sie als Holländerin kennzeichnet, blickt liebevoll auf ihren Einzigen nieder, wird aber schon im nächsten Augenblick seine zarte Haut ohne Gnade mit dem gefürchteten und doch so wohlthuenden kalten Wasser in Berührung bringen — es geschieht ja zu seinem Besten, wie Alles, was sie thut.

Das brave Mädchen von Torgelow.

Erzählung von H. Harden.

1. (Nachdruck verboten.)

Seine Majestät König Friedrich Wilhelm I. von Preußen waren heute Abend ganz besonders gut gelaunt und die Freude auf dem Gesicht des Königs leuchtete noch, als er jetzt in das Gemach trat, wo schon einige seiner Lieblinge rund um den mächtigen Eichentisch ihren holländischen Kanaster paffften, daß man den Rauch mit dem Schwert hätte zerhauen können. Da saß der „alte Dessauer" vor seinem thönernen Bierkrug und neben ihm Schwerin, da lehnte sich Seckendorf, der österreichische Gesandte, mit etwas gelangweiltem Gesicht über den Tisch, und da saß endlich Freiherr Jakob v. Gundling, der arg gehänselte Hofnarr des Königs.

Mit kurzem Gruße setzte sich Friedrich Wilhelm ebenfalls an den Tisch, wo sein schäumender Krug bereit stand. Dann ließ er den Blick über die Runde des Tabakskollegiums hingehen und meinte: „Wo ist denn der Krochow heute? Er läßt doch sonst nicht auf sich warten?"

Seckendorf übernahm die Antwort: „Ich begegnete ihm auf der langen Brücke, da machte er ein Gesicht wie sieben Tage Regenwetter"

„Mutter Krochow wird ihm wieder eingeheizt haben," lachte der König. „Da sollte er doch erst recht kommen, denn einer bösen Sieben geht man am besten aus dem Wege, und bis hierher getraut sie sich nicht — schon des Qualms halber! — He, Erdmann," wandte er sich dann an den Kammerdiener, der hinter ihm stand, „was gibt denn heut die Kelle?"

„Schweinsknöchel und Sauerkohl, Majestät."

„Her damit — ich habe Hunger."

Während der König aß, that sich plötzlich die Thür auf, eine vierschrötige Gestalt schob sich herein und bis an den Tisch, erst dort mürrisch den Hut lüftend und mit einem brummigen „Guten Abend, ihr Herren!" einen Stuhl heranziehend. Umstände wurden nicht gemacht im Tabakskollegium, und Friedrich Wilhelm konnte es sehr übel vermerken, wenn man auf ihn irgend welche Rücksicht nahm, aber diesmal blickte er doch verwundert auf und sagte, wenn auch nicht gerade ungnädig, jedoch etwas verletzt: „Potztausend, Krochow, höflich seid Ihr nicht, das muß Euch der Neid lassen."

Der Oberst v. Krochow that erst einen Zug aus dem Kruge, dann meinte er brummend: „Halten zu Gnaden, Majestät, wenn ich kein solch' polirter Schwerenöther bin, wie par exemple der Seckendorf da, und auch meinen Aerger nicht hinter irgend einer Grimasse verstecken kann, wie der Gundling."

„Laßt mir die Herrn zufrieden," warf der König ein. „Sagt mir lieber, wo Euch der Schuh drückt. Ist's vielleicht wieder der Pantoffel der Frau Oberstin — he? Krochow, Ihr seid mir auch ein schöner Held; ein Regiment versteht Ihr so leidlich in Ordnung zu halten, aber Eurer Eheliebsten gegenüber seid Ihr, mit Permission zu sagen, ein Waschlappen."

„Das dürfte mir auch Niemand gesagt haben, als mein König!" rief der Oberst laut, während ihm die Zornesader auf der Stirn schwoll. „Meinem König aber antworte ich, der alte Krochow: mein Haus und meine Frau geht den Staat nichts an — auch, mit Permission zu sagen, Eure Majestät nicht."

Alles lachte, und Friedrich Wilhelm am lautesten. „Na, na, Oberst," sagte er dann gutmüthig, „seid doch nicht gleich so giftig Erdmann, schänk' Er dem Krochow schnell noch 'mal ein, das wird ihn sanft machen. So stärkt Euch, Krochow, und sagt uns dann, wo's fehlt."

Krochow brummte noch etwas vor sich hin, dann entgegnete er: „So ganz Unrecht hatten Eure Majestät vorhin nicht, das Weibervolk steckt dahinter, wenn diesmal auch 'ne Jüngere als meine Alte das Unheil angestiftet hat. Mein Junge, der Eberhard, hat sich Marotten in den Kopf gesetzt."

„Der Lieutenant?" meinte der König. „Sieh 'mal Einer an! Aber was habt Ihr denn dagegen, Euer Sohn ist doch alt genug zum Heirathen. Wer ist denn das Mädel, das dem hübschen Burschen den Kopf verdreht hat?"

„Wie Euer Majestät bekannt, ist der Eberhard in's Kanton*) Neu-Ruppin geschickt, um die Rekrutenliste aufzustellen. Da ist er nach Torgelow gekommen, einem Dorfe des —"

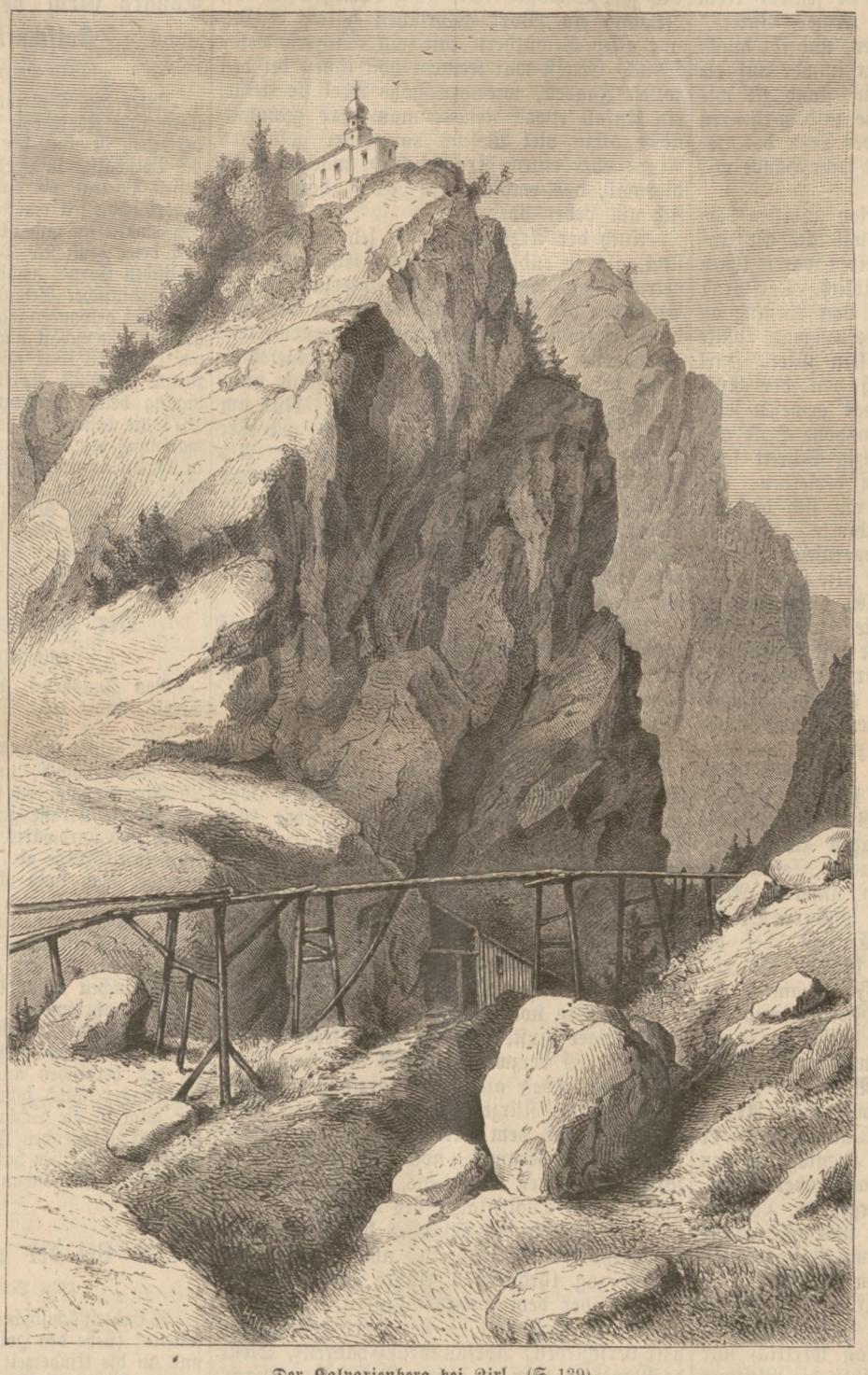
Friedrich Wilhelm unterbrach ihn; es war sein Stolz, im Lande wie kaum ein Anderer Bescheid zu wissen: „Kenne das Gütchen, Krochow, liegt zwei Wegstunden von Ruppin und gehört einem Franzosen — wartet, wie heißt er doch? Richtig: Bertrand heißt er."

„So ist's, Majestät. Der Mann ist der Sohn von einem der französischen Refugiés, die der Kurfürst Friedrich Wilhelm Durchlaucht in der Mark aufnahmen; soll auch ein ordentlicher Mensch sein und das Seinige gut zusammenhalten. Er hat aber eine Demoiselle Tochter, und der hat mein Junge so tief in die Augen geguckt, daß er sie heirathen will, wie er mir heute geschrieben hat. Aber ich denke nicht daran, ihm den Konsens zu geben, weder als Vater, noch als Oberst. Die Krochows haben immer auf reines Blut gehalten, und nun sollten sie solch' windige Französin aufnehmen? Nimmer thu ich das — hol' mich der Henker!"

„Na, Krochow, setzt Eurem Jungen den Kopf zurecht, und damit basta, ich kann Euch nicht Unrecht geben. Nicht überall schlägt verschiedenes Blut so gut ein, wie bei unserem Leopold und seiner Annaliese.**)

Der Fürst von Dessau that einen mächtigen Zug aus seinem Krug und sagte nicht ohne Rührung: „Gott segne sie, meine gute Liese!"

Der Oberst ließ sich aber durch die Rücksicht auf den Dessauer nicht abhalten, sein Garn zu Ende zu spinnen. Er klopfte seine Pfeife aus und meinte ärgerlich: „Seine Hoheit ist



Der Kalvarienberg bei Zirl. (S. 139)

*) Aushebebezirk.

**) Fürst Leopold von Anhalt-Dessau hatte bekanntlich eine Apothekerstochter, Anna Luise Föse, geheirathet, mit der er in glücklicher Ehe lebte

Bei der Morgentoilette. Nach einem Gemälde von A. Erdtelt. (S. 139)

souveräner Fürst, das ist ganz etwas Anderes. Ich werde meinem Jungen den verliebten Firlefanz schon aus dem Kopf treiben, wollte aber Eure Majestät unterthänigst bitten, ihn auf Werbekommando in's Ausland zu schicken, damit er die Geschichte vergessen lernt."

„Ander Städtchen, ander Mädchen, meint Ihr?" entgegnete Friedrich Wilhelm. „Der Plan ist so übel nicht, und es trifft sich günstig, daß schon in den nächsten Tagen ein Kommando nach Augsburg und Nürnberg abgehen soll. Wir wollen sehen, was Wir thun können. Aber nun steckt auch ein fröhlich Gesicht auf, Krochow. Bier her, Erdmann, und Ihr, Gundling, gebt ein paar von Euren Schwänken zum Besten."

— — — — — — — — — —

Zwei Tage nach der Sitzung des Tabakskollegiums saßen in der gemüthlichen Wohnstube zu Torgelow Marie Bertrand und Eberhard v. Krochow beisammen. Es war ein Paar, wie für einander geschaffen: sie schlank wie eine Tanne und fast über Mittelgröße, er ein Riese, wie sein Vater, aber ebenmäßiger und besser gebaut, als der alte Oberst. Von einer Französin hatte das Mädchen nichts mehr an sich, wie auch in Herrn Bertrand's Brust ein ganzes Preußenherz schlug.

Die Liebenden saßen in der Fensternische einander gegenüber, und wer nicht ihre leuchtenden Augen sah, hätte kaum geglaubt, welche Leidenschaft in ihren Herzen loderte. Der Brauch der Zeit war strenger, denn heute, wo vom Jawort bis zum ersten Kuß nur ein kleiner Schritt ist, und Herr Bertrand hatte seine Zustimmung von der des Obersten abhängig gemacht. Eberhard meinte des Vaters sicher zu sein, trug er doch die ganze Zuversicht und den Enthusiasmus der Jugend im Herzen; Marie freilich empfand instinktiv, daß der stolze Oberst v. Krochow nicht so leicht ihre bürgerliche Herkunft übersehen werde. Der junge Offizier war eben im Begriff, der Geliebten alle Besorgnisse auszureden, als Bertrand in's Zimmer trat. „Ihr Reitknecht kam soeben, Herr v. Krochow," sagte er. „Hier diese beiden Briefe gab er für Sie ab, wie es scheint, von dem Herrn Obersten."

Der Lieutenant sprang auf, mit bebender Hand riß er den ersten Umschlag auf. „Vom Regimentskommando!" murmelte er. Hastig durchflog er den Inhalt, sein Antlitz verfärbte sich, er warf das Schriftstück zornig zu Boden und öffnete den zweiten Brief. Es mußte ein ausführliches Schreiben sein, denn der Offizier brauchte lange Zeit, um es durchzulesen, und als er zu Ende war, stürzte er auf Bertrand zu und rief: „Hier, lesen Sie, damit Sie Alles wissen! O, wie trügerisch waren alle Hoffnungen!"

Als aber Bertrand das Schreiben nehmen wollte, schien plötzlich ein anderer Gedanke über Krochow zu kommen. „Nein, geben Sie mir den Brief meines Vaters zurück," bat er; „ich schäme mich der verletzenden Zeilen zu sehr. Lassen Sie mich lieber Ihnen einfach sagen, daß der Hartherzige mir erklärt, er wolle und könne niemals seine Einwilligung geben. Und daß den weisen elterlichen Lehren auch der Nachdruck nicht fehle, hat er als Kommandeur auch zugleich einen Befehl erwirkt, kraft dessen ich mich sofort auf Werbekommando nach Augsburg begeben soll. O, sie haben es fein ausgeklügelt, aber ich werde dem Befehle nicht Folge leisten. Ich lasse meinem Herzen keinen Zwang anthun, ich will nicht zum Lügner an meiner Liebe werden."

Marie hatte angstvollen Herzens dem leidenschaftlichen Ausbruch zugehört, jetzt trat sie zu dem Geliebten heran und bat: „Das wirst Du nicht thun, Eberhard! Gerade weil Du mich liebst, darfst Du es nicht. Du mußt dem Befehl Folge leisten!"

„Marie, was verlangst Du von mir?"

„Mit Deinen Gewaltplänen machst Du nicht nur den Herrn Vater, sondern auch uns unglücklich, ohne daß Du etwas erreichst. Ich hege die Hoffnung, doch noch Dein Weib zu werden, gerade deshalb bitte ich Dich, füge Dich. Wir sind ja jung, wir können warten."

„Warten? Das ist ein hartes Wort, wenn man heiß liebt."

„Es gibt doch noch ein schönes Wort: Kommt Zeit, kommt Rath!" mischte sich Bertrand ein. „Marie hat Recht, Herr v. Krochow."

„Wenn Du auch fern bist, Eberhard," tröstete Marie, „meine Gedanken sollen Dich nicht verlassen, und wenn's der Vater erlaubt, darf ich wohl bisweilen schreiben, daß ich Dich immer gleich lieb im Herzen halte."

„So sei es denn, weil Du es willst, Marie!" rief Eberhard, die Geliebte sanft an die Brust ziehend. „Aber wenn ich scheide, so scheide ich in der Hoffnung auf glücklicheres Wiedersehen."

2.

„Liese, Du treibst es toll, wirst mich noch arm machen wie eine Kirchenmaus. Ich muß wirklich ein Veto einlegen, sonst werden Eure Liebden noch die ganze Kammerschatulle zu Grunde richten." Der das sprach, war der Fürst Leopold, und vor ihm stand seine noch immer hübsche Annaliese.

„Aber, Leopold, ich muß doch die Landesmutter vorstellen. Der Ort abgebrannt, kein Brod, und Du in Berlin; war's da nicht recht, daß ich Befehl gab, den Vogelsbergern die zweihundert Thaler auszuzahlen?"

„Schon gut, Liese. Meine Worte waren ja auch nicht so böse gemeint, wollt' Dir nur einen Schreck einjagen, aber Du hast's ja lange verlernt, Dich vor mir zu fürchten."

„Da sei Gott für, daß ich mich vor dem fürchte, den ich lieben soll."

Leopold schien etwas erwiedern zu wollen, als der Kammerdiener eintrat und meldete: „Ein Herr Lieutenant v. Krochow, auf dem Durchmarsch begriffen, will sich melden."

„Führe den Herrn herein. Du kannst ruhig hier bleiben, Liese," fügte der Herzog hinzu, als seine Gemahlin Miene machte, sich zurückzuziehen, „es wird der Sohn von unserem alten Krochow sein, es ist mir schon avisirt, daß er in diesen Tagen mit einem Kommando durchkommen muß. Er ist unser Gast heute Abend."

Der junge Offizier trat ein, verbeugte sich vor der Fürstin und stellte sich dann vor dem Fürsten auf, um seine Meldung zu machen. Aber Leopold ließ ihn nicht zu Worte kommen. „He, Krochow, Ihr schaut ja aus wie der Tod und tragt den Arm in der Binde. Was hat's gegeben?"

„Euer Durchlaucht zu melden: nichts von Bedeutung. Wir haben unter den Rekruten wüstes Volk, Kerle, die durchaus nicht Ordre pariren wollen. Als wir heute durch den Wörlitzer Forst kamen, fingen Einige an zu revoltiren und schienen Lust zu haben, sich seitwärts in die Büsche zu schlagen. Wir mußten Gewalt brauchen, dabei zog Einer ein großes Brodmesser und stach mich damit in den Arm. Wir wurden ihrer aber Herr, und ich habe sie auf der Wache abgeliefert, damit Eure Durchlaucht weiter über sie bestimmen mögen."

Der Offizier hatte zu Anfang deutlich gesprochen, dann aber schien der Schmerz ihn zu überwältigen, nur mit Mühe brachte er die letzten Worte heraus und er wäre zu Boden gestürzt, wenn ihm der Fürst nicht schnell einen Sessel untergeschoben hätte.

„Durchlaucht verzeihen — der Blutverlust," stöhnte Krochow und schloß die Augen.

„Die Kanaille!" rief der Fürst erregt. „Durch die Gassen muß der Kerl sammt seinen Spießgesellen. Aber davon später. Holla — rufe einmal schnell den Chirurgen! — Wir behalten den v. Krochow im Schloß, Annaliese," fuhr er fort, als einer der Diener davongeeilt war. „Das könnte ich dem alten Obersten nicht anthun, seinen Einzigen in fremde Pflege zu geben."

Krochow blieb wirklich im Schloß. Die Fürstin selbst pflegte ihn wie eine Mutter. Lange lag der Verwundete in wilden Phantasien. Bald raufte er sich mit den Rekruten, bald schien er mit seinem Vater Zwiegespräche zu führen, und wieder und wieder nannte er einmal wie in Verzweiflung und dann mit dem Ausdruck innigster Liebe den Namen Marie. Die Fürstin ahnte wohl, was es mit diesem Namen für eine Bewandtniß habe, und sprach auch einmal mit Leopold darüber. Da schlug sich der Dessauer vor die Stirn und gedachte jenes Abends in des Königs Tabakskollegium. „Das muß die Französin sein," rief er „derentwegen der Krochow seinen Jungen auf Kommando geschickt hat. Scheint auch nichts genutzt zu haben!"

Die Frau Fürstin meinte ernst: „Das mußt Du dem Obersten schreiben. Er kann seinen einzigen Sohn doch nicht unglücklich machen wollen?"

„Den Kukuk werd' ich mich in anderer Leute Sachen mischen," entgegnete der Fürst verdrießlich. „Der Junge wird sich schon selbst helfen. Jeder kehre vor seiner Thüre."

„Leopold!" wollte die Fürstin vorwurfsvoll sagen, aber sie schwieg, denn sie wußte, mit direktem Widerspruch war bei ihm nichts auszurichten. Eine kluge Frau findet aber stets Wege, die zum Ziele führen, und so zweifelte sie nicht, schließlich doch für die Liebenden, deren Schicksal sie sehr interessirte, etwas thun zu können.

Der Zustand Krochow's verschlimmerte sich übrigens derartig, daß der Fürst es für nöthig fand, dem Vater in einem Briefe Alles darzulegen und diesen per Estafette sofort abzusenden.

3.

Im Herbst des Jahres 1726, in dem unsere Geschichte spielt, machte König Friedrich Wilhelm I., wie es so seine Art war, eine größere Inspizirungsreise. Diese Reisen galten aber nicht nur der Besichtigung der Truppen, sondern der König suchte auf ihnen auch einen Einblick in die von ihm geschaffene Gesammtverwaltung zu erlangen. In diesem Jahre galt die Reise der Ukermark und der Priegnitz. Schon war der König „wie ein Wetter" über die unvorbereiteten Herren von Prenzlau hergefahren, und gestern hatte er in Neu-Ruppin „klaren Tisch" gemacht. Er hatte aber im Allgemeinen Alles nach seinen Wünschen vorgefunden. Wenn's auch noch mit den Maulbeerpflanzungen mangelte und mancher Landrath nicht so ganz Bescheid wußte, der gute Wille war überall vorhanden gewesen. Ehedem hatte Friedrich Wilhelm seine Touren stets zu Pferde gemacht, in diesem Jahre bediente er sich zum ersten Male eines Wagens, denn die Gicht saß ihm in den Gliedern. Außer dem Kammerdiener und einigen Adjutanten begleitete ihn der Oberst v. Krochow, weil der Kanton seines Regiments um Ruppin lag. Der Oberst saß meist neben dem Könige im Wagen.

So auch an diesem Morgen. Friedrich Wilhelm war heute guter Dinge, das Podagra ließ ihm einige Ruhe; der Oberst aber sah so finster drein, daß der König ihn endlich fragte: „Was ist Euch nur, Krochow? Habt Ihr noch immer keine guten Nachrichten aus Dessau über Euren Jungen?"

„Halten zu Gnaden, Majestät, wenn ich zu sehr verrathe, wie's um mich bestellt ist, seit acht Tagen aber habe ich gar keine Nachricht."

„Nu — nu — der Eberhard ist bei der Annaliese in den besten Händen, darauf könnt

Ihr Euch verlassen. Euer Junge war ja gesund, und da ist solche Wunde leicht geheilt. Meint Ihr nicht, Krochow?"

Der Graukopf antwortete nicht gleich. Erst nach einer Weile sagte er zögernd: „Hab' viel Sorge um den Eberhard, Majestät, 's ist doch mein einzig Kind, mit ihm sterben die Krochows aus. Es scheint, als mache sich der Junge nichts mehr aus dem Leben, seine Briefe an die Mutter klingen so düster, an mich hat er gar nicht mehr geschrieben seit —"

„Seit Ihr ihn von seiner Liebsten getrennt habt. Hm — damals seid Ihr vielleicht auch zu hart mit dem Jungen umgegangen. Ich wollte wohl, ich könnte dem Eberhard und Euch helfen, aber in Herzensgeschichten mische ich mich nicht, da verbrennt man sich nur die Finger."

Der Oberst schwieg, und der König schien diesmal auch keine Antwort erwartet zu haben, denn er fuhr gleich fort: „Uebrigens muß ja die Liebste Eures Eberhard ganz in der Nähe ansässig sein. Wartet 'mal, Krochow, wie hieß denn gleich das Gut des Franzosen? Richtig, Torgelow war es. Da könnten wir eigentlich uns Vater und Tochter einmal besehen."

Krochow zuckte zusammen, und Friedrich Wilhelm meinte daher gutmüthig: „Na, wenn's Euch nicht genehm ist, Oberst, unterbleibt's; Torgelow liegt auch ziemlich weitab, drüben jenseits des Neudorfer See's." Damit lehnte er sich in seine Wagenecke zurück.

Die Nachricht, daß der König diese Straße benützen werde, mußte sich doch verbreitet haben, denn das Landvolk drängte sich an allen Kreuzwegen festlich geschmückt zusammen, um den Monarchen zu begrüßen. Nun führte die Straße eine Strecke dicht am Ufer des großen Neudorfer See's entlang, und als der königliche Wagen diese Stelle erreicht hatte, bot sich dem Herrscher ein eigenartiges Bild. Auf dem See lag eine Flotte von Kähnen, die so ausgestattet waren, daß sie dem König die Thätigkeit des Landstrichs veranschaulichten. Da hatten einige Fahrzeuge Fischernetze ausgeworfen, und die Männer drinnen schienen eben dabei, den Zug zu thun; andere waren mit Heu beladen und in dem größten stand gar ein prächtiger Zuchtbulle, von zwei stämmigen Knechten gehalten; hinter der ersten Reihe der Kähne lag eine zweite, in der meist Frauen und Kinder und einige alte Männer Platz genommen hatten; man sah, es hatte Niemand daheim bleiben mögen. Von allen Fahrzeugen wehten die preußischen Farben und ein vielstimmiges „Hurrah!" grüßte den König.

Friedrich Wilhelm war sichtlich erfreut, diese Art der Huldigung war ihm neu. Er schwenkte seinen Dreispitz grüßend hinüber und sagte zu Krochow: „Das ist aber wirklich hübsch von den Leuten, müssen doch erkunden, wer das ausgeheckt hat. Notirt's Euch, Oberst, daß darnach gefragt wird."

Plötzlich mischte sich in den Jubel ein Schrei des Schreckens. Auf einem der hinteren Kähne hatte sich ein Kind zu weit über den Bord des Fahrzeuges gebeugt und war in das Wasser gestürzt. Der König hatte den Unfall selbst beobachtet und war mit einem Sprunge aus dem Wagen; von den vorderen Booten wandten sofort einige, aber die Entfernung war nicht unbedeutend, unter den Frauen auf den hinteren Fahrzeugen schien große Verwirrung zu herrschen. Da erhob sich plötzlich eine schlanke Mädchengestalt unter ihnen und stürzte sich mit schnellem Entschluß in's Wasser, mit kräftigen Armen zertheilte sie die Fluth und war in wenigen Augenblicken neben dem mit dem Untergang ringenden Kinde. Inzwischen war auch eines der vorderen Boote herangekommen, das Mädchen und der Knabe wurden an Bord gezogen. Friedrich Wilhelm hatte lebhaft seinen Beifall kundgegeben, als er die muthige That gewahrte; jetzt, als die Gefahr vorüber war, rief er mit seiner mächtigen Stimme über das Wasser: „Komm doch 'mal Einer von euch an's Ufer, daß ich mit ihm reden kann."

Eines der Boote ruderte an das Land, eine kräftige Gestalt im besten Mannesalter sprang an's Ufer und trat mit entblößtem Haupt an den Monarchen heran.

„Wer war das brave Mädchen?" fragte der König kurz.

„Meine Tochter, Majestät."

„Und Ihr selbst?"

„Der Gutsherr von Torgelow. Mein Name ist Bertrand, Eurer Majestät zu dienen."

„Hat mir sehr gefallen, die muthige That! Braves Mädchen das — will's ihr selber sagen. Morgen Mittag werden Wir in Torgelow sein, bei Euch essen. Aber keine Umstände, Herr — Erbsen und Sauerkraut, das ist mir das Liebste. Bring' Euch wohl auch noch einen Gast mit. Und nun dankt Euren Leuten — Alles sehr hübsch gewesen."

4.

Mit dem Glockenschlag Zwölf rollte am anderen Tage der königliche Wagen in den Gutshof von Torgelow ein. Neben dem Monarchen saß der alte Offizier, der gestern schon den Platz innegehabt hatte; Bertrand kannte ihn nicht, und der König nannte ihn nur immer „Oberst". Am Thor empfing die Gutsherrschaft den hohen Besuch, und Friedrich Wilhelm ging sofort auf die Tochter des Hauses zu und kniff der Erröthenden in die Wangen. „Braves Mädchen," sagte er, „war sehr couragirt, kann's nur loben! Gar keine Angst dabei gehabt, he?"

„Majestät sind zu gnädig. Was ich that, hätte jede Andere auch gethan."

„That aber Keine! Und gleichviel: war sehr brav! Wenn Sie 'mal eine Bitte haben sollte, nur zu mir kommen. Verstanden? Nun aber zu Tisch, Monsieur Bertrand, Wir bringen Euch einen formidablen Hunger mit."

Der König schlug in der That eine gewaltige Klinge. Weniger der Oberst; der war schweigsam und blickte nur immer wieder zu Marie hinüber, so daß diese einmal über das andere den Kopf beugen mußte, um ihr Erröthen zu verbergen.

Das Mittagsmahl war fast zu Ende, als plötzlich ein Reiter in vollem Jagen in den Hof sprengte, und eine laute Stimme rief: „Ist der Herr Oberst v Krochow im Hause? Man melde ihm eine Estafette von Seiner Durchlaucht dem Fürsten von Anhalt!"

Marie war todtenbleich geworden, als sie den Namen des Geliebten vernahm. Der Mann dort also, der an ihrem Tische saß, war der Vater Eberhard's! Auch Bertrand zuckte zusammen, am heftigsten aber erschrak der Oberst. Fast wäre er aufgesprungen, ohne die Erlaubniß des Königs abzuwarten. Friedrich Wilhelm sagte aber sofort: „Macht, daß Ihr hinauskommt, Oberst, und ich wünsche Euch gute Nachrichten." Dann, als Krochow das Zimmer verlassen hatte, setzte er mit einem freundlichen Blick auf Marie hinzu: „Damit Ihr Euch nicht erschreckt, Kind: der Sohn des Herrn ist von einem Rekruten im Handgemenge verwundet worden und liegt in Dessau — ich hoffe aber, die Sache hat nichts auf sich."

Marie mußte sich am Tisch festhalten, um nicht umzusinken vor Schrecken und Angst, und sie hörte kaum, wie der König bedeutungsvoll fortfuhr: „Ein braver Offizier übrigens, der Eberhard v. Krochow. Wir sind ihm sehr wohlgesinnt."

Indem kam der Oberst wieder zurück. Er war kreidebleich, und seine Stimme zitterte, als er dem König einige Worte zuflüsterte. Dann stand Friedrich Wilhelm auf und Beide traten in eine der tiefen Fensternischen, wo sie längere Zeit leise sprachen. Im Zimmer war es todtenstill, Marie meinte ihre eigenen Pulsschläge hören zu können und drückte krampfhaft die Hand ihres Vaters.

Endlich trat der König an Beide heran. „Da hilft kein Verstecken mehr," sagte er in seiner geraden Art. „Der Eberhard Krochow ist, wie der Fürst soeben schreibt, schwer elend, und der Chirurgus schüttelt rathlos den Kopf. Er und die Annaliese — die Frau Fürstin von Anhalt nämlich — haben nun herausgetüftelt, daß nicht nur sein Leib, sondern auch sein Herz wund ist, und ersterer nicht heilen kann ohne letzteres. Jungfer Bertrand, Wir wissen, wie's um euch Beide steht; hättet Ihr wohl das Herz, mit dem Obersten dort, dem ich schon Urlaub gegeben, sogleich nach Dessau zu reisen und mir den Lieutenant wieder gesund zu machen?"

Marie warf nur einen kurzen Blick zu ihrem Vater hinüber dann entgegnete sie mit von Thränen erstickter Stimme, aber fest und bestimmt: „Ja, ich will es thun!"

Der alte Herr v. Krochow aber ging um den Tisch herum und faßte ihre Hand. „Ich danke Ihr, Mademoiselle," sagte er einfach. Auch ihm perlten die Thränen über den grauen Bart. —

Vier Tage später rollte der Reisewagen mit dem Obersten und Marie durch das Magdeburger Thor in Dessau ein. Beider Herzen schlugen heftig, als die grauen Mauern des alten Schlosses vor ihnen auftauchten; bargen jene Mauern doch das Liebste und Theuerste, das Beide auf der Welt besaßen, und in dieser Liebe hatten sich die beiden so unendlich verschiedenen Menschen gefunden. Marie erschien der Oberst längst nicht mehr als der hartherzige Vater, seit sie ihn um Eberhard weinen gesehen, und Krochow hatte sie in diesen Tagen voll Sorge schätzen gelernt. Mehr als einmal hatte er unwillkürlich gesagt: „Ach, mein Kind, wie werden wir unseren Eberhard finden!" Leid und Liebe sind die mächtigsten Erzieher des Menschen.

Nun standen sie endlich an seinem Lager. Der Verwundete schlief, aber sein geröthetes Gesicht und die sich heftig hebende Brust verriethen nur zu deutlich, wie es um ihn bestellt war. Marie hatte sich still neben dem Bette auf einen Stuhl gesetzt und die Rechte Eberhard's ergriffen — ihr war's, als sei in diesem Augenblick alle mädchenhafte Scheu von ihr gewichen. Und dann strich sie ihm sanft die Locken aus der heißen Stirn, und als ob der Kranke die Berührung der geliebten Hand empfunden hätte, flüsterte er leise: „Marie — Marie!"

Und wirklich, es ging wie mit Wunderdingen zu, so schnell wandte sich jetzt plötzlich der Zustand Eberhard's zum Guten. Schon am nächsten Morgen schien er Marie zu erkennen. Er blickte sie einen Moment erstaunt an, flüsterte wiederum ihren Namen, um dann rasch die Augen zu schließen. Als er dann aber endlich erwachte, fragte er ganz klar und deutlich: „Träume ich denn? Marie, bist Du wirklich bei mir?"

Sie legte ihm die Hand auf den Mund und nickte: „Ja, ich bin's, und auch der Vater ist hier in Dessau." Dann aber gebot sie ihm Schweigen.

Was brauchte er auch noch zu forschen und zu fragen, der Glückliche? Saß sie doch an seinem Lager und beugte sich über ihn, um einen Kuß auf seine bleichen Wangen zu hauchen.

Kaum vierzehn Tage später konnte Eberhard mit seinem Vater und Marie das gastliche Schloß verlassen, die beiden jungen Leutchen natürlich vom tiefsten, innigsten Dank gegen den Fürsten und seine Gattin erfüllt, der alte Oberst aber nicht minder. Als ihn beim Abschied die Fürstin fragte: „Nun, Herr Oberst,

und wann feiern wir die Hochzeit der Kinder?" da sagte er: „Wenn's Monsieur Bertrand genehm ist, denk' ich im Frühjahr, Euer Liebden."

„Da bitt' ich mich und Leopold zu Gaste." Und als dann Marie sich glückstrahlend über die Hand der gütigen Frau beugte, zog diese das Mädchen empor und küßte es herzlich. „Hab' Dich herzlich lieb gewonnen, mein braves Kind!"

Und als dann im nächsten Mai der alte Pfarrer von Torgelow den Herrn Eberhard v. Krochow und die Jungfer Marie Bertrand zusammenthat, da fehlte in der That die Annaliese nicht in der kleinen Dorfkirche, ja, sie hatte es sich sogar nicht nehmen lassen, außer einer schönen Perlenspange die Myrten für den reizenden Lockenkopf der Braut aus den fürstlichen Gärten zu Dessau mitzubringen. Der Fürst freilich hatte nicht kommen können, und auch der König war verhindert, aber dieser hatte dafür seinen Generaladjutanten, den Grafen Schulenburg, gesandt, und der übergab der Braut ein goldenes Kettchen — nicht allzu schwer, denn Friedrich Wilhelm I. war ein sparsamer Mann — an dem Kettchen hing ein Medaillon mit dem Datum des Tages, an welchem Marie das Kind in Gegenwart des Königs gerettet hatte, und darauf stand: „Dem braven Mädchen von Torgelow."

„Besseres könnten Seine Majestät dem jungen Paar nicht mit auf den Weg geben," richtete der General im Auftrag seines königlichen Herrn aus. „Ein braves Mädchen und eine brave Frau sei jedes Hauses höchstes Glück."

Wie unsere alte Chronik gewissenhaft berichtet, ist das Glück denn auch eingetroffen, die Befürchtung des Obersten wenigstens, daß das Geschlecht Derer v. Krochow aussterben würde, ist nicht wahr geworden. Manches Jahr noch hat der König, wenn der alte Krochow zu spät im Tabakskollegium erschien, gemeint: „Früher stand der Oberst nur unter dem Pantoffel seiner Frau, heute muß er mit den Enkeln spielen und verlernt die Pünktlichkeit. Krochow, was soll aus Ihm werden! Aber die Marie, Eure Schwiegertochter könnt Ihr von mir grüßen, denn wahr bleibt's: sie war ein braves Mädel und sie ist auch eine kreuzbrave Frau geworden!"

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Kaltblütigkeit auf dem Schaffot. — Im Jahre 1740 wurde in Bern eine Verschwörung gegen die sehr unbeliebte Regierung entdeckt, und die Theilnehmer an derselben verhaftet. Ein harter Spruch der herrschenden Kaste verurtheilte die Leiter des Komplottes zum Tode durch Henkershand, unter ihnen einen Mann von hoher geistiger Bedeutung, Henzi genannt. Dieser war bestimmt, als der Letzte zu sterben. Auf dem Schaffot stehend war derselbe Zeuge, wie der ungeschickte Henker an seinen Vorgängern mehrmals vergeblich das Richtschwert versuchte, bis ihm endlich deren Tödtung gelang. Dasselbe Schicksal ereilte auch ihn. Zweimal hieb der Henker auf ihn ein und verwundete ihn schwer an Hals und Schultern; da sprach Henzi blutüberströmt, dem Henker einen verächtlichen Blick zuwerfend: „Du richtest ebenso schlecht, wie Deine Obrigkeit" — und jetzt erst empfing er den dritten Streich, der ihn tödtete. [L. Z.]

Der Maienthau besitzt nach dem Volksglauben heilende Kraft. Maienthau war im Mittelalter bei den Damen ein beliebter Toiletteartikel, der besonders gegen allzu große Korpulenz angewendet wurde. Die Alchemisten fabelten, der Thau im Mai, vor Sonnenaufgang gewonnen, sei gut zur Bereitung von Geheimmitteln nach Art des Steins der Weisen. In Frankreich, besonders im Poitou, ist es beim Landvolke noch heute Brauch, daß liebende Mädchen sich mit gesammeltem Thau benetzen, um die Liebe ihres Angebeteten zu erlangen. Wie der Frühling das Leben der erstorbenen Natur erfrischt und verjüngt, so gießt er auch neue Kraft in das menschliche Herz; dieser schöne Gedanke ist verhüllt in der Symbolik des heilenden, neubelebenden „Maienthau". [Bck.]

Humoristisches.

In der Apotheke.

Mädchen: Um zehn Pfennig Lippensalbe möcht' ich haben für meine Frau!

Provisor: Ihre Frau braucht aber viel von dieser Salbe.

Mädchen: Ja freilich, dafür geht ihr aber auch der Mund wie geschmiert.

Selbsterkenntniß.

Herr: Kann ich mich auch ganz auf Sie verlassen?

Anzustellender Diener: So wie auf sich selbst.

Herr: O, dann kann ich Sie nicht brauchen.

Bilder-Räthsel.

Auflösung folgt in Nr. 19.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 17:

Wer, wenn die Arbeitszeit ist, nicht zur Arbeit bereit ist, dem werden die Muß stunden zu Bußestunden.

Arithmogriph.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9 ein Bildhauer des Alterthums
2 ein Meeresarm.
3. 5. 6. 6. 5 ein Negervolk.
4. 7. 6. 6. 7. 8. 9 eine Zahl.
5. 1. 8. 6. 6. 8 ein Gott des Alterthums.
6. 7. 9. 5 ein weiblicher Vorname.
7. 3 6. 8 eine Stadt in Ungarn.
8. 6. 2. 4. 1 ein Göttersitz.
9. 7. 1. 8. 9 eine asiatische Insel. [Franz Marx.]

Auflösung folgt in Nr. 19.

Räthsel.

Im Sumpf und Teich bin ich zu sehen,
Das Wasser ist mein Element;
Doch pflegt's auch öfters zu geschehen,
Daß Feuer mir im Innern brennt.
[F. Müller-Saalfeld.]

Auflösung folgt in Nr. 19.

Auflösung des Trennungs-Räthsels in Nr. 17:
Mit Gift — Mitgift.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.